

Aus dem Inhalt:

Das Glücksgefühl,
angenommen zu sein

Lichtblicke

Vor 100 Jahren

Der deutsche Beitrag
zum Aufstieg Jaffas

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Das Glücksgefühl, angenommen zu sein

Die Geschichte von dem Mann, der einen unerwarteten Gast ins Haus bekam

»Jesus kam nach Jericho und zog durch die Stadt. Dort lebte ein Mann namens Zachäus. Er war der oberste Zolleinnehmer und war sehr reich. Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus sei. Aber er war klein, und die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht. So lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus sehen zu können, wenn er vorbeizog. Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und redete ihn an: 'Zachäus, komm schnell herunter, ich muß heute dein Gast sein!' Zachäus stieg sofort vom Baum und nahm Jesus mit großer Freude bei sich auf. Alle waren darüber entrüstet, daß Jesus bei einem so schlechten Menschen einkehrte. Aber Zachäus wandte sich an den Herrn und sagte zu ihm: 'Herr, ich verspreche dir, ich werde die Hälfte meines Besitzes den Armen geben. Und wenn ich jemand betrogen habe, will ich ihm das Vierfache zurückgeben.' Da sagte Jesus zu ihm: 'Heute hast du mit deiner ganzen Familie die Rettung erfahren. Denn trotz allem bist auch du ein Nachkomme Abrahams. Der Menschensohn ist gekommen, um die Verlorenen zu suchen und zu retten.'« (Luk. 19, 1-10)

Diese kleine Geschichte aus dem Lukasevangelium ist eine *Beispielgeschichte*. Sie ist vom Evangelien-Schreiber in seine Textsammlung aufgenommen worden, weil sie etwas Beispielhaftes von Jesus aussagt. Und sie ist so anschaulich und lebensnah erzählt, daß man den Eindruck hat, daß sich das Erzählte so auch tatsächlich zugetragen haben könnte.

Zunächst scheint es nichts Besonderes zu sein, was hier erzählt wird: Jesus kommt bei seinen Wanderungen durchs Land auch in die alte Stadt Jericho und läßt sich bei einem der neugierigen Zuschauer an den Straßen zum Essen ein. Schlußaus. Warum die Geschichte bedeutsam ist, läßt sich nur daran erkennen, bei *wem* sich Jesus da eingeladen hat und *wie* der Gastgeber darauf reagierte.

Der Gastgeber mit Namen Zachäus wird im Text nur mit knappen Worten geschildert: er war der oberste Zolleinnehmer, er war sehr reich, aber klein an Gestalt. Palästina hatte zu jener Zeit eine römische Besatzung, und Zöllner oder Zolleinnehmer waren solche Landesbewohner, die von der Besatzungsmacht gegen entsprechende Bezahlung das Recht erworben hatten, Markt-, Wege- oder Grenzzölle einzutreiben. Obwohl die Zölle in ihrer Höhe irgendwann einmal festgelegt worden waren, konnten die Zolleinnehmer im großen und ganzen schalten und walten, wie sie wollten. Oft haben sie dem Unwissenden das Mehrfache dessen abverlangt, was rechtens gewesen wäre. Oder sie haben da, wo einer nicht zahlen konnte, Besitztümer des Zahlungspflichtigen gepfändet und diese Gegenstände dann mit Gewinn verkauft. Kein Wunder also, daß sie Dieben und Räubern gleichgestellt wurden.

Dieser Zachäus war nun Zolleinnehmer geworden. Vielleicht war er wegen seiner kleinwüchsigen Gestalt oft gehänselt worden und hat sich deshalb einen Weg ausgedacht, wie er es den Spöttern heimzahlen konnte. Er war sogar *oberster* Zolleinnehmer geworden und hatte wahrscheinlich wiederum mehrere kleinere Zöllner unter sich, was seine Einkünfte natürlich noch erhöhte. Wir können uns gut vorstellen, wie stattlich sein Haus im Gegensatz zu dem anderer Bürger ausgesehen haben wird. Allerdings mußte er in Kauf nehmen, vom Großteil seiner Landsleute verachtet zu werden, nicht nur, weil er aus ihnen das Letzte an Abgaben herauspreßte, sondern auch, weil er als Zolleinnehmer mit der Besatzungsmacht zusammenarbeitete, und das bedeutete für jeden echten Juden Unreinheit und Verrat am eigenen Glauben: »Alle waren darüber entrüstet, daß Jesus bei einem so schlechten Menschen einkehrte.«

Was uns zu denken gibt, ist, daß Zachäus alles daran setzt, um einen Blick auf den durch die Stadt ziehenden Jesus zu erhaschen. Was verspricht er sich davon? Warum interessiert ihn dieser Jesus überhaupt? Wir können nur Vermutungen darüber anstellen. Die Kunde war sicher auch zu ihm gelangt, daß dieser Wanderprediger Jesus ein ganz besonderer Mensch war. Es wurde erzählt, daß Jesus anders sei als die frommen Pharisäer, er halte sich nicht an die alten religiösen Vorschriften und sitze auch mit Zöllnern und Sündern zusammen. Das weckte die Neugier bei Zachäus. Vielleicht litt er darunter, daß ihn die Leute verabscheuten und mieden. Auch unter dem dicken Fell eines Steuereintreibers schlägt doch wohl noch ein Herz, das menschliche Nähe sucht. Er war im Grunde wahrscheinlich ein sehr *einsamer* Mensch.

Und als hätte Jesus etwas von der Not und dem inneren Zweifel des Zachäus gespürt, bleibt er vor dem Haus des Zolleinnehmers stehen und ruft ihm zu, er wolle heute sein Gast sein. Bedenken wir einmal diese Situation: von den vielen Bewohnern der Stadt, von denen manche wahrscheinlich begeisterte Anhänger von ihm waren, sucht sich Jesus ausgerechnet den verdorbensten und gottlosesten darunter als Gastgeber aus. Auch wenn wir in Betracht ziehen, daß er sich hin und wieder asozialen Menschen widmete, wäre es doch allzu verständlich gewesen, wenn er bei einem Gesinnungsfreund Einkehr gehalten hätte. Es ist ja seine Mittagspause. Er will hier um diese Zeit keine Reden oder Versammlungen halten, sondern er möchte nur ein bißchen ausruhen.

Wie hätten *wir* uns denn in einer solchen Situation verhalten? Wenn ich mich selbst frage, wie ich auf meinen beruflichen Dienstreisen früher meine Mittagszeit verbracht habe, so war das entweder in einem gemütlichen und mit möglichst vielen Empfehlungsschildern ausgestatteten Gasthaus oder im warmen Sonnenschein auf einer grünen Wiese. In meiner dienstfreien Zeit wollte ich das machen, was mir angenehm war, und dahingehen, wo ich mich wohlfühlte.

Dieser merkwürdige Wanderprediger aus Nazareth verhielt sich anders. Er kannte keine *dienstfreie* Zeit. Sein ganzes Leben bestand eigentlich aus dem Dienst am Menschen. Er hatte einen Auftrag, eine Mission. Aber was wir hier von ihm hören, klingt gar nicht missionarisch. Er macht dem Zachäus *keine* Vorhaltungen

wegen seines Lebenswandels, er verlangt *keine* Schuldbekennnisse, er weist ihn *nicht* darauf hin, was er von ihm erwartet, kurz und gut: er stellt *keine* Vorbedingungen für sein Kommen. Er geht einfach zu ihm ins Haus.

Wir wissen nicht, was sich im Haus des Zachäus zugetragen hat. Wenn es etwas sehr Wichtiges gewesen wäre, hätte es der Evangelist sicher aufgeschrieben. So aber geht die Mittagspause damit zu Ende, daß der Zolleinnehmer zu Jesus sagt, er wolle die Hälfte seines Besitzes den Armen geben. Wieder ist das eine Stelle, die uns zu denken gibt. Wie stark muß doch der Gesinnungswandel des Zachäus als Folge dieser Begegnung gewesen sein! Ein Reicher gibt ab und zu Almosen, aber einen so beträchtlichen Teil seines Vermögens zu verschenken, wie es hier geschildert wird, das ist doch alles andere als selbstverständlich.

Warum tut Zachäus das? In einer so kurzen Zeit kann einer doch nicht auf den Pfad der Tugend geführt worden sein. Niemand hat ihn dazu gezwungen. Halten wir noch einmal fest: Er gibt *spontan*, also ohne langes Zaudern und Überlegen. Er gibt *freiwillig*, aus eigenem Antrieb. Und er gibt *gern*, ohne großen Seufzer über das schwere Opfer. Ist das nicht erstaunlich? Wieviel hätten *wir* denn an seiner Stelle abgegeben? Für die Armen? Für die Hungernden? Für die Bürgerkriegsflüchtlinge? Für die Behinderten? Wäre es die Hälfte unseres gesamten Vermögens einschließlich Haus- und Grundbesitz gewesen?

Ich glaube, wir kommen nicht umhin, zu erkennen, daß die Gegenwart und die menschliche Zuwendung von Jesus diesen unglaublichen Gesinnungswandel bei Zachäus bewirkt hatte. Was keine Moralpredigt und keine Androhung eines göttlichen Gerichts fertiggebracht hätten, geschieht allein durch menschliche Begegnung und menschliche Nähe. Die unerwartete Einkehr des ihm unbekanntem fremden Mannes bei ihm ließ Zachäus etwas Neues erfahren: er war doch nicht völlig alleingelassen, es gab tatsächlich noch jemanden, der nicht von seinen Verfehlungen sprach, der auch nicht verächtlich auf ihn heruntersah, sondern der ihm ohne Vorbehalte - ein Mensch dem Menschen - gegenüber saß. O wie wäre die Welt anders, wenn wir so ohne Vorbehalte anderen Menschen begegnen würden, sie nicht einstufen würden nach Kleidung, Haarschnitt, Benehmen, Hautfarbe oder politischer Einstellung! Wie *einfach* ließe sich das bewerkstelligen, aber wie *schwer* fällt uns die Überwindung dazu!

Mit menschlicher Schuld läßt sich, wie wir an der Geschichte von Zachäus erfahren haben, eine Zeitlang ganz gut leben. Aber irgendwann wird sie einem zur Last, und aus der Last wird der seelische Druck, und aus dem seelischen Druck vielleicht die Angst. Ich habe zwar alles, was mir das Leben angenehm machen kann, sagte sich dieser Zolleinnehmer aus Jericho vor 2000 Jahren, aber es fehlt mir trotzdem etwas fürs Leben. Jetzt, nachdem dieser Jesus in meinem Haus war, ist mir diese Angst genommen worden. Ich habe erfahren, daß ich auch angesichts meines lasterhaften Lebens als Mensch angenommen bin. Das macht mich glücklich, so wie ich es noch nie gespürt habe. Und das bewirkt, daß ich gar nicht anders kann, als zu versuchen, einen kleinen Teil des Schadens, den ich bei anderen angerichtet habe, wieder auszugleichen. Ich möchte, daß wieder einmal jemand in meinem Hause einkehrt.

Ich habe am Anfang davon gesprochen, daß es sich bei unserem Text um eine Beispielgeschichte handelt. Der Evangelischschreiber wollte am Verhalten von Jesus dem Zachäus gegenüber seinen Lesern beispielhaft vor Augen führen, wie Gott sich uns Menschen gegenüber verhält. Wir sind von Gott angenommen auch in einer verfahrenen Lebenslage, auch wenn wir Schuld auf uns geladen haben, auch wenn wir nicht fromm waren wie die Pharisäer - sofern wir angenommen sein *wollen*. Jesus hat diese göttliche Zuwendung zum Menschen in sich verkörpert. Er hat nicht darüber *gepredigt*, er hat diese Zuwendung *vorgelebt*. Und er hat damit - und *nur* damit - die große Wende im Leben seines Gegenüber bewirkt. Sein Beispiel gilt nicht nur seinen Anhängern und Zeitgenossen damals, es gilt jedem Menschen, der davon hört, - auch uns.

(aus einer »Saal«-Ansprache von Peter Lange am 17. November 1996)

Lichtblicke

Ich saß hinter dem Steuer meines Autos. Auf dem Weg zur Arbeit wollte ich einen Stapel Weihnachtspost in den nächsten Briefkasten werfen. Der Regen pflatschte auf Straße und Gehweg. Ich rangierte an eine Stelle, von der aus ich es nicht so weit zum Briefkasten hatte. Als ich mich gerade daran machen wollte, im Eiltempo aus dem Wagen zu springen, sah ich, wie ein Passant mir von draußen Zeichen machte. Ich stutzte und öffnete nach kurzem Zögern das Wagenfenster. Er hatte offensichtlich den Packen Briefe in meiner Hand gesehen und sagte: »Geben Sie sie mir. Ich muß auch gerade dorthin. Sie brauchen nicht auch noch naß zu werden.« Sprachs und nahm mir die Briefe eilfertig aus der Hand. Hätte ich als Fußgänger solches wohl auch getan?! P.L.

Vor 100 Jahren

Templer gründen Gemeinden in der »Suchaja Padina«

Das neue Jahr bringt uns Templern mehrere »runde« Gedenktage. So geht unser Blick in diesen Tagen zurück zu einem bedeutenden Meilenstein in der Geschichte der Tempelgesellschaft vor 100 Jahren, nämlich zu der Gründung der deutschen Siedlungen Olgino und Romanowka am Kaukasus im Jahr 1897.

»Durch kahle Steppe fegt der Wind.
Wo kein Baum, kein Strauch und kein Wasser,
kamen viele Deutsche mit Kisten und Kind
und beschlossen, sich niederzulassen.

Aus Tempelhof kamen sie, an der 'Kuma',
auf Wagen mit Pferden und Hund,

hier hielten sie an ganz ohne 'Hurra',
denn dazu war wohl noch kein Grund.

Sie suchten vergebens nach Fließchen und Quell,
dies war nun ihr erster Kummer,
dann nahmen sie Spaten, es war ihnen hell,
hier fehlte ein guter Brunnen.

Und Faden um Faden zur Tiefe hinab,
gruben Vater und Sohn und Enkel;
doch erst der dreißigste ihnen versprach
Erfolg für die Mühe am Ende.

Das Wasser war salzig, auch bitter sogar,
doch für Dürstende köstliche Gabe,
und alles, was gehen konnt', kam jetzt heran,
am kühlen Naß sich zu laben.

So gab es vom Brunnen 'nen langen Steg
von Nordwesten nach Südosten.
Dies wurde dann später der Straßenweg,
wo jeder drauf stellt seinen Pfosten.

Die Eckpfosten rechts waren Lange und Schmidt,
zur Linken war Hübert und Harder.
Mit Pflügen man schnurgrade Grenzen schnitt,
und jeder bekam seinen Kagel (= Hofstelle).

Da las man jetzt Steudle und Fast und Tietz,
auch Böttcher und Görke und Rempel,
dann Gengenbach, Dyck und wieder Tietz,
die meisten hier waren vom Tempel.

Dann Brettschneider, Schmidt, Gillich, Radke und Görz,
Pflanzler, Görzen, Fischer und Thielmann,
Arndt, Röder und Jagnow, auch Wallentin,
und Lange las man da vielmal.

Jetzt pflanzte man Gärten und pflügte im Schweiß
und suchte, was Steppe verborgen.
Durch vieler Hände emsigen Fleiß
war bald ein Dörfchen geworden.

Man wohnte in Lehmhäuschen, Löchern und Zelt
und schaffte von früh bis zum Dunkeln.
Jetzt schien sie nicht gar mehr so trostlos die Welt,
man sah ja den Hoffnungsstern funkeln. «

*(Anfang eines längeren Gedichtes aus dem Jahre 1974 über die alte Heimat,
von Hildegard Lange geb. Rempel)*

*(Unser TGD-Archiv verfügt über viele Beschreibungen aus dieser Anfangszeit
der Besiedlung Südrußlands durch Schwaben und Mennoniten)*

Die überwiegend aus den Mennonitensiedlungen an der Molotschna (Ukraine) stammenden rußlanddeutschen Templer hatten 1868 – also um die Zeit, als die ersten Jerusalemsfreunde aus Württemberg nach Palästina zogen – vom Fürsten Orbeliani auf 30 Jahre ein Siedlungsareal gepachtet. Am linken Ufer des kleinen Fließchens Kuma gründeten sie die Kolonie Tempelhof, während auf der anderen Seite von ausgewanderten Schwaben die Siedlung Orbelianowka angelegt wurde. Diese beiden Kolonien bildeten die Stützpunkte der Templer in Rußland. Außerdem entstand eine Mennoniten-Tempelgemeinde in den beiden Dörfern Wohldemfürst und Alexanderfeld am Kuban. Auch in der Krim hatten sich mennonitische Templer zu einer Gemeinde zusammengeschlossen.

Im Kaukasus herrschten damals noch wilde Zustände. Die Sicherheit für Leben und Eigentum war sehr gering. Die schwere Pionierarbeit in dem unkultivierten Gebiet verursachte Krankheiten, und da es an ärztlicher Hilfe mangelte, waren außergewöhnlich viele Todesfälle die Folge. Auch das Eigentum war in hohem Maße gefährdet. Diebstähle waren an der Tagesordnung, wobei es die Diebe besonders auf die Pferde angesehen hatten. Die Rinderherden wurden durch Viehseuchen verheert und die Schafherden durch Wölfe und Räude gelichtet. Alle diese Schwierigkeiten konnte nur ein starker Glaube und ein festes Zusammenhalten überwinden.

Vom Leben in den Tempelkolonien sagt in ihren »Erinnerungen« die in Tempelhof aufgewachsene Tochter des Lehrers Benjamin Lange, Edeline Schmidt: »Wir bekamen eine gute Schulbildung und wurden angehalten zur Nächstenliebe, Toleranz und dem Streben nach einem sittlichen Lebenswandel.«

Die Leitung der Kolonien Tempelhof und Romanowka war schon früh davon überzeugt, daß die Siedler ihren Wohnsitz würden wieder verlegen müssen, weil sie nicht die Mittel besaßen, das gepachtete Land nach Ablauf der 30 Jahre zu erwerben. So benutzte man die Gelegenheit, die sich 1888 durch die Reise der Zarenfamilie nach dem Kaukasus ergab, die hohen Herrschaften während ihres kurzen Aufenthaltes auf der Station Mineralnyje Wody zu begrüßen und ihnen diese Notlage vorzutragen. Eine Deputation der Kolonien in Begleitung von Schülern des Progymnasiums und einer Musikkapelle begab sich auf den Bahnhof zum Empfang des kaiserlichen Zuges. Nach landesüblichem Brauch begrüßte man die Majestäten durch Überreichung von Brot und Salz. Zar Alexander nahm die Gabe huldvoll entgegen und erkundigte sich eingehend nach den Lebens-, Wirtschafts- und Besitzverhältnissen der Kolonisten.

Als dann im Herbst 1889 der Minister der Reichsdomänen zur Eröffnung einer Ausstellung nach Tiflis reiste, wurde auch ihm die Sache vorgelegt und seine Mitwirkung zur Erlangung neuen Heimstättenlandes nachgesucht. Nicht lange darauf traf dann auch der Bescheid ein, man solle sich auf den Kronsländereien im nördlichen Kaukasus einen passenden Siedlungsplatz wählen. Nach langem Hin- und Hersuchen wurde 1890 ein trockenes Tiefland, die Steppe »Suchaja Padina« (etwa 30 km nördlich des Flusses Terek) von den Kolonisten als zur Besiedlung geeignet befunden.

Solches wohlwollende Entgegenkommen der russischen Regierung ermöglichte es den beiden Templerkolonien an der Kuma, sich zur Umsiedlung auf eigenes Land vorzubereiten. Es bedurfte allerdings noch vieler Formalitäten und machte viele Reisen zu den Behörden in Petersburg, Tiflis, Stawropol und anderen Orten notwendig, bis alle Wege geebnet waren. Die Vorbereitungen waren alle soweit gediehen, daß der stufenweise Umzug in den Jahren 1896 und 1897 auch tatsächlich stattfinden konnte.

Wenn man bedenkt, daß alles, was zum beweglichen Gut einer großen Anzahl von Haushalten, von landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben gehört, mit eigenen Fuhrwerken über eine Strecke von 200 Werst (= ca. 215 km) befördert werden mußte, so kann man sich vorstellen, wieviel Mühe, Sorgen und Unbequemlichkeiten das mit sich brachte, aber auch wie viele Gelegenheiten, sich gegenseitig zu dienen, zu helfen und zu unterstützen.

Bis auf ein paar Familien zogen alle Bewohner von Tempelhof und Orbelianowka in die Suchaja Padina um. Die ehemaligen Tempelhofer gründeten die Siedlung Olgino, die Orbeljanowkaer die Kolonie Romanowka. Beide zusammen bildeten einen Wolost (Verwaltungseinheit) mit beschränkter Selbstverwaltung, wobei in den Kolonien die bürgerliche Leitung einem Schulzen, in der Wolost einem Oberschulzen oblag, die von den Siedlern aus ihrer Mitte gewählt wurden.

Diese geschichtlichen Angaben verdanken wir vor allem der ausgezeichneten Darstellung von Heinrich Sawatzky über die »Templer mennonitischer Herkunft«, aus der hier vorwiegend zitiert wurde. Viel Interessantes über die damalige Zeit hat auch Nikolai Arndt in seinen »Erinnerungen eines Olginoers« festgehalten. Auch aus diesem Rückblick soll hier noch ein Ausschnitt erfolgen:

»Das Land der neu gegründeten Kolonie Olgino war Kronsland. Es wurde der Gemeinde zu einem billigen Preis und auf Abzahlung in 99 Jahren überlassen und war somit Eigentum der Gemeinde; es konnte in wenigen Jahren abbezahlt werden. Um Olgino herum lag weiteres Kronsland, welches für einen billigen Preis als Weideland für die Viehherden und als Ackerland gepachtet oder zur Erweiterung des Landbesitzes auch gekauft werden konnte. Dadurch waren fast unbegrenzte Möglichkeiten für die Kolonisten gegeben.

Anfänglich bot die 'Suchaja Padina' allerdings ein mehr als trostloses Bild. Kilometerweit tischebene trockene, mit hohem Gras überwucherte Steppe, ohne Wasser weit und breit, anscheinend nur als minderwertiges Weideland geeignet. Mit zäher Beharrlichkeit wurde aber ans Werk gegangen; es zeigte sich bald, daß bei zweckmäßiger Bodenbearbeitung das Land doch vieles hervorbringen konnte. Mit dem Wasser blieb es allerdings eine eigene Sache: es mußte aus 30 bis 50 Meter tiefen Brunnen mit einem eigens für diesen Zweck hergestellten Holzgestell heraufgeholt werden.

Es dauerte nicht lange, bis mehrere Brunnen in Olgino geschaffen waren und somit die leidige Wasserfrage gelöst wurde. Mein Vater 'baute' auch einen Brunnen zusammen mit seinem Nachbarn in dessen Hof, welcher einige Meter höher als unser Hof lag. Mein erfinderischer Vater erkannte bald die Gelegenheit, somit

Haus und Hof mit fließendem Wasser zu versorgen. Eines Tages kam er mit einer Unzahl von Rohren aus der Stadt angefahren. Diese leitete er von dem inzwischen gebauten großen Wasserbehälter am neuen Brunnen zu unserem etwas tiefer gelegenen Hof und seinem so geliebten Rosengarten. Die erste Wasserleitung in der wasserlosen Suchaja Padina war somit entstanden, der Hof des Bauern Heinrich Arndt war mit fließendem Wasser versorgt.

Wasser für Feldarbeiten, Tiertränken und menschlichen Gebrauch mußte viele Jahre in großen Fässern mitgenommen werden, was besonders in den ersten Jahren mit mancherlei Schwierigkeiten und Verzögerungen verbunden war. Doch sollte die Wasserfrage die verhältnismäßig schnelle Entwicklung der Kolonie zu einem beträchtlichen Wohlstand nicht aufhalten. In wenigen Jahren war aus dieser trostlosen Gegend ein 'blühendes Paradies' geworden, wie es die durchreisenden Regierungsbeamten fanden und ausdrückten.

Die anfänglichen Lehmuden waren bald durch schöne freundliche Koloniehäuser mit weißen Mauern und roten Dachziegeln ersetzt, umgeben von Gemüse- und Obstgärten. Weingärten von beträchtlicher Ausdehnung umrahmten die Kolonie, während an einem Ende derselben ein ca. 60 Hektar großer angepflanzter Wald, welcher die Pfähle für die Weingärten lieferte und schattige Plätze für Ausflüge bot, als Wunder in der Steppe vom zähen Fleiß der Bewohner Zeugnis ablegte. In schwerer Arbeit, in Eintracht, Zusammenarbeit und Hilfsbereitschaft war aus der Suchaja Padina ein blühendes Land geworden.

Glücklich und zufrieden lebten die Olgioner und trachteten unter weiser Führung der Ältesten und Vordermänner nach geistiger und sittlicher Vervollkommnung. In der Gemeinde wurde durch das selbstlose, ungestörte und ernste Streben nach dem Guten bis zur letzten kompromißlosen Konsequenz ein Zustand erreicht, der wohl einmalig dasteht und den ich in meinem ganzen Leben nicht wieder vorgefunden habe.«

Weitere Einzelheiten über das damalige Leben in Olgino, über das Schulwesen, die kulturellen Einrichtungen, die geselligen Ereignisse, findet der Leser in den beiden schon genannten Veröffentlichungen. Immer wieder begegnet man dort den Namen einzelner Persönlichkeiten, die das Leben dort geprägt haben, wie z.B. die der Lehrer Nikolai Schmidt, Dietrich Dyck, Emil Gengenbach und Alexander Fast. Ihre Leistung und ihr Streben soll nicht vergessen werden.

Aus unserem Archiv

»Der deutsche Beitrag zum Aufstieg Jaffas 1850-1914«

So lautet das Thema der Dissertation, die Jakob Eyal Eisler an der Eberhard-Karl-Universität Tübingen in deutscher Sprache (!) vorgelegt hat und die im August 1996 zu seiner Promotion führte. Wir gratulieren *Dr. Jakob E. Eisler* zu seinem glänzenden Examen. Er wird uns diese Arbeit im Sommer als Buchveröffentli-

chung vorstellen und wir dürfen uns auf eine äußerst interessante Abhandlung freuen.

1849 kamen die ersten deutschen Kolonisten nach Jaffa, in erster Linie, um zu missionieren und um Wohltätigkeitseinrichtungen aufzubauen. Sie hatten mit vielen Schwierigkeiten durch die türkischen Behörden, dem zunehmenden Haß der einheimischen Bevölkerung auf die Fremden und den sehr unwirtschaftlichen Verhältnissen im damaligen Palästina zu kämpfen. Erst Friedrich Wilhelm Großsteinbeck begann mit der erfolgreichen Durchführung landwirtschaftlicher Projekte. Nach dessen Ermordung löste man diese Niederlassung wieder auf. Männer wie Martin Metzler oder Hermann Löwenthal gehörten danach zu denen, die die Grundlagen für die protestantische Tätigkeit in Jaffa schufen: man eröffnete eine Schule, ein Hospital und baute eine Kapelle und leistete den amerikanischen Siedlern erste Hilfestellung. Sie waren mit ihren vorgefertigten Holzhäusern nach Jaffa gekommen. Pläne zum Bau einer Eisenbahnstrecke und einer Hafenanlage wurden entwickelt.

1869 zogen die Templer in die gescheiterte amerikanische Kolonie ein und übernahmen die schon bestehenden protestantischen Einrichtungen (Dampfmühle, Sägewerk, Ölpresse, Krankenhaus und ein Hotel). Die Kolonie Jaffa war nun ein Teil des gesamten Kolonisationsprojekts der Templer geworden. Bald fand man hier die besten Hotels und Touristikeinrichtungen, wie regelmäßige Pferdekutschen-Verbindungen nach Jerusalem und innerhalb Palästinas, Handel und Gewerbe blühten, vor allem nach der Gründung Walhallas (1893), als dort die Templer ihre Fabriken bauten. Jaffa entwickelte sich schnell zu einem wichtigen wirtschaftlichen Standort. »Die Deutschen in Jaffa haben mit ihren fortschrittlichen Ideen und Errungenschaften nicht unwesentlich zur Modernisierung des Landes beigetragen«, stellt der Autor am Schluß seiner Betrachtung fest.

Dr. Eisler hat sich mit viel Fleiß und innerer Anteilnahme dem Thema gestellt. Der junge israelische Historiker, Mitarbeiter von Prof. Alex Carmel am Gottlieb-Schumacher-Institut in Haifa, hat manches herausgefunden, was im Lande noch nicht bekannt und erforscht war. Er hat unbekanntes Bildmaterial entdeckt und dies seinem Buch beigefügt. Für die ihm geleistete Hilfestellung vieler Templerfamilien findet er Worte des Dankes: »Ihnen und auch dem unlängst verstorbenen Hans Th. Lange werde ich stets verbunden bleiben.«

Ein zusätzlicher Aspekt nötigt uns großen Respekt ab: Sensibilisiert durch seine Recherchen und Forschungen, hat sich Jakob E. Eisler heftig entgegengestellt, als er von der Absicht des Stadtplanungsamtes Tel-Aviv erfuhr, daß ein Teil des Viertels, in dem die neuzeitliche Kolonisation Palästinas ihren Anfang nahm, dem Bau einer Schnellstraße geopfert werden sollte: »Ich empfand es als meine Aufgabe, seine Geschichte dem Dunkel des Vergessens zu entreißen. Dadurch wollte ich meinen Teil dazu beitragen, diese Bauten, letzte Überreste vom Anfang der modernen Geschichte Israels, vor der Vernichtung zu bewahren.«

Brigitte Kneher, Archivleiterin